

Doppelgänger sterben zwei Mal

Aus dem blutigen Paris der Französischen Revolution ins bourgeoise London und zurück: Das Theater Hof zeigt Charles Dickens' „Geschichte aus zwei Städten“ als Musical. Die Uraufführungsproduktion peitscht den Wellengang des Ärmelkanals zwischen den Nationen gehörig auf, doch über Untiefen.



Liebe unterm Damoklesschwert der Guillotine: Szene mit (vorn von links nach rechts) Hans-Peter Pollmer, Birgit Reutter und Stefan Reil als Lucie und Charles Darnay, Yngve Gasoy-Romdal (Doktor Manette) sowie Yvonne Prentki und Thilo Andersson als Ehepaar Defarge. (Fotos: H. Dietz Fotografie)

Von Michael Thumser

Hof, 11. November – Nicht, dass man nicht vorher schon verwirrt gewesen wäre. Aber die finale Wendung macht die Konfusion perfekt. Da besteigt der Strahlemann des Stücks die Guillotine: Ein messerscharfes Geräusch aus den Lautsprechern – und ab ist die hübsche Rübe. Aber gleich danach tritt er schon wieder ungestüm unter die Lebendigen, lächelnd wie den ganzen Abend über; um Sekunden später umso schmachsender in einem Kerker seine Hinrichtung zu erwarten. Demgemäß besteigt er neuerlich das gräuliche Schafott – die Klinge fällt wiederum auf seinen Nacken – doch unversehens soll es diesmal ein ganz anderer gewesen sein, der sein Blut verspritzte. Wie geht das zu? Wer nicht die fünfhundert Seiten von Charles Dickens' „Geschichte aus zwei Städten“ gelesen hat (oder zumindest die gründliche Online-Inhaltsangabe bei [getabstract](#)), sitzt nach zweieinhalb Theaterstunden ratlos da. Er mag sich mit der Einsicht trösten, dass ihm soeben von einem Paar Doppelgänger erzählt worden ist: Solche Leute sterben zwei Mal.

Für Verwirrung haben schon zuvor – drängender noch als die handelnden Personen durch ihre hohe Zahl – sowohl die enorme Dichte der Ereignisse als auch eine verstörende Serie beträchtlicher Zeitsprünge und die überschnellen Wechsel

zwischen sehr unterschiedlichen Schauplätzen gesorgt. Anders gehts auch nicht: Immerhin wollen zwei illustre Metropolen angemessen illustriert werden. Zwischen ihnen ist die Welt geteilt. Sie ist es heute: zwischen Russland und der Ukraine, überhaupt wieder zwischen Ost und West, nicht anders zwischen Muslimen und Juden ...; seit jeher zwischen Not und Reichtum, Übermacht und Unterlegenheit. Im spannend-gefühlvollen Roman des großen englischen Romanciers dehnt sich die Scheidelinie zwischen dem Paris der Französischen Revolution und dem London einer königstreuen Bourgeoisie und lässt sich kaum mehr überwinden.

Umsturz, Mordgier, Terror

Heutzutage schaut der Tod allenthalben zum Fenster hinein: aus jedem Fernseher heraus. Auch in Hofs Großem Haus, nämlich im Musical „A Tale of two Cities“ und also vor gut 230 Jahren, ist er stets präsent, schon durch das zigfach aufblitzende, aufspritzende Geräusch des Fallbeils; erst recht, weil das Mordinstrument selbst, expressionistisch schräg errichtet, wie ein monströses Damoklesschwert das Spielfeld dominiert und seine Pflichten umstandslos erfüllt. Die „zwei Städte“ des Titels – vom tumultuarisch beteiligten Chor atemlos besungen – integriert Herbert Buckmillers Drehbühnenbild zu einem britisch-französischen, nämlich blau-weiß-rot bestrahlten Einheitsort von hoher Beweglichkeit: Steile Stellagen mit Treppen und Balkons ergeben, während des laufenden Spiels wandelbar konfiguriert, immer andere Schauräume. Wer im Publikum wissen will, wo er und die sich überstürzende Handlung gerade Station machen, liest dies von einer Leuchtschrift über dem Geschehen ab.



Birgit Reutter mit Jannik Harneit und Stefan Reil (rechts):
Enthusiasmus des Opfermuts.

Die multiplen Orte mitsamt dem sprunghaften Zeitverlauf finden in Sonnyboy Charles Darney zusammen. Der verdingt sich in London als braver Sprachlehrer, ist in Wirklichkeit jedoch ein französischer Marquis aus dem Geschlecht derer von Evrémonde, der „meistgehassten Familie Frankreichs“. Weil sein Onkel (Ralf Hocke) ein schmähhliches Verbrechen auf sich lud, entsagt er den Hohlheiten des Aristokraten-Luxus, ehelicht in England Lucie, die Tochter des nach langer unverschuldeter Haft in der Bastille freigekommenen Arztes und Menschenfreunds Doktor Manette, kehrt trotzdem, aus humanitären Gründen, in das von Umsturz, Mordgier, Terror verpestete Paris zurück, wird ergriffen, eingekerkert, zum Tod verurteilt. Dass er entkommt, verdankt er Carton, einem verkommenen Schlucker

und „jämmerlichen“ Schluckspecht: Dem Gefangenen wie aus dem Gesicht geschnitten, erweist er sich durch radikale Hingabe als Seelenaristokrat von gleichem Edelmut.

Im Hofer Auftrag entstand das Musical und ging mithin als Uraufführungsproduktion in Szene. Nicht allein für die gediegen-gefällige (von den Symphonikern unter Michael Falk allerdings oft unpräzise und holzschnittartig zubereitete) Musik mit ihren einprägsamen Leitmotiven, dramatischen Gewitterwolkenballungen und lyrischen Sentimenten, ebenso für Dialogbuch und Songtexte gewann der Intendant den Briten Paul Graham Brown. Als Koryphäe gilt er hierzulande – nicht anders als Uwe Kröger, der mit gattungsüblichen Mitteln die Regie für ein Revolutionsstück übernahm, das die Gattung nicht gerade revolutioniert. Dem gefeierten Musicaldarsteller blieb vielerorts nicht viel anderes übrig, als in Schicksalsmomenten, Gefühlsergüssen und Massenaufläufen (mit aufgespießten Delinquenten-Köpfen) die Oberflächen der ungleich substanzielleren Romanvorlage abzuernsten: Zum Teil beträchtlich zwar nimmt der Wellengang des Ärmelkanals zwischen den Nationen zu, doch über Untiefen.

Die Bestie des Volkswillens

Demzufolge vordergründig, wenn auch meist wacker schlagen sich die Protagonisten: so Yngve Gasoy-Romdal als Doktor Manette, über eine angeknackste Würde gebietend, die seinem traumatisierten Charakterhaupt entspricht; oder Stefanie Rhaue, die als seine Hausdame Miss Pross couragiert (und etwas krampfhaft) auftrumpft. Thilo Andersson bewahrt sich als Revolutionsführer Defarge Reste mäßiger Vernunft; demgegenüber macht Yvonne Prentki als seine dämonische Madame mit rigider Selbstbehauptung in ihrem Sopran Freude und als entfesselte Bestie des Volkswillens Angst und Bange. Am innigsten kommt das Stück in der Gestaltung Birgit Reutters zu sich: Ins Weiß besonnener Unschuld, später schillernd in ein marianisches Blau der Sehnsucht und Klarheit gekleidet (Kostüme: Annette Mahlendorf), kommt sie dem empfindungsvoll-starken Typus, wie Charles Dickens ihn in der Figur entwarf, stimmlich sehr nah.

Farblos blass hingegen: Stefan Reil als ihr Ein und Alles Darney. Ihm ist noch und gerade im dramaturgisch verunglückten Schlusstwist Jannik Harneit als Carton gesanglich und emotional weit voraus: nicht als spiegelbildlicher Konkurrent um Lucies Hand, schon gar nicht triumphierend als fiebriger Ersatzmann, sondern durch den verzichtend stillen Enthusiasmus eines Opfermuts, der es ernst meint bis zum Tod. Was zwischen den beiden in Hof geschieht, gab es in der Kulturgeschichte der Doppelgänger wiederholt: Sie berichtet von vielen Fällen, in denen der eine dem andern die Schau stiehlt.

- *Als Grundlage der Rezension diente die zweite Aufführung am 8. November.*
- *Die Orchesterarrangements besorgte Lucia Birzer, die auch den Chor einstudierte. Die Übersetzung des im Original englischen Stücktexts stammt von Moritz Staemmler.*